

Dialektik der Grenze – Ein Essay zum Stand der Freizügigkeit

"Wo ist dieses freie Land, das den schönen Namen Europa trägt? Ich sehe nur Staaten. In einem dieser Staaten, in Belgien, gibt es ein Parlament, das Europaparlament, das ist bekannt. Bekannt ist auch, dass viele, Tausende, sogar Hunderttausende nach Europa ziehen. Millionen andere ziehen in Europa um, brechen auf, verlassen ihr Land und lassen sich woanders nieder. Europa hat die Menschen dazu gebracht, sich in Bewegung zu setzen. Aber wo ist das Land? Je tiefer sie nach Europa einwandern, umso mehr scheint es zu verschwinden." (Maxi Obexer)

Basel im April 2020. Es wird oft gesagt, die Corona-Pandemie wäre radikal egalitär und demokratisch insofern sie uns "alle gleichermassen" trifft. Angesichts dieser durch einen Virus ausgelösten globalen Krise und der damit erhöhten physischen und psychischen Erfahrbarkeit von Grenzen für grosse Teile der Menschheit bestätigt sich aber in Wirklichkeit einmal mehr, dass Grenzen keineswegs eine "neutrale" Schranke sind, die jeden und jede auf die gleiche Weise betrifft. Vielmehr zeigt die Coronakrise verschärft, was auch in Nicht-Pandemiezeiten für staatliche Grenzen in unserer Welt gilt: dass sich ihre Bedeutung, ihre Wirkungsweise, ihre (Nicht-)Passierbarkeit und das Mass ihrer Gewaltförmigkeit eklatant unterscheiden abhängig davon, wer mit ihnen in Berührung kommt. Im Zusammenspiel damit, dass Wirtschaftskrisen, die Folgen der Klimaerwärmung und die Effekte neoliberaler Marktlogik bestimmte Menschen und Personengruppen ungleich stärker treffen als andere und die drohende Arbeitslosigkeit, Insolvenz oder gesundheitliche Risiken infolge der Pandemie bestimmte Menschen besonders existenziell bedrohen, sind auch die Grenzen ein Ort, an dem sich politische, rechtliche und sozial-ökonomische Unterschiede in aller Härte manifestieren. Vielleicht sind Grenzen sogar der Schauplatz schlechthin, an dem die historisch gewachsene und postkolonial fortgesetzte Klassifikation und Selektion von Menschen nach Nationalität, Herkunft und Staatsbürgerschaft – und damit das Urteil darüber, wieviel ein Leben wert ist oder nicht – am unverhohlensten zum Ausdruck kommt.

Während sich die einen, zumindest in "Nicht-Pandemiezeiten", praktisch unbehelligt und schlimmstenfalls mit einem bürokratischen Mehraufwand quer durch die ganze Welt bewegen können und dabei keine gravierende gesundheitliche, ökonomische oder andere existenzielle Risiken auf sich nehmen müssen, bedeuten für Millionen anderer Menschen Grenzen zugleich die Hoffnung, bei ihrer Überwindung ein Leben in Schutz und Freiheit zu erlangen und andererseits die Gefahr, durch diese Grenzen einer elenden Maschinerie ausgesetzt zu werden, die von katastrophalen Bedingungen in überfüllten und unterversorgten Flüchtlingscamps über bürokratische Schikane und Spiralen erneuter Gewalterfahrung reicht. Für diese Menschen sind Grenzen und die Möglichkeit ihrer gelingenden Überwindung oftmals eine Frage auf Leben und Tod, zumindest aber Instanzen der Entscheidung darüber, ob und welches Recht auf Selbstbestimmung und ein würdevolles Leben ihnen zugestanden wird. Ein Recht, das für die meisten, die mit europäischem Pass in Europa geboren wurden, als "unantastbar" gilt.

Genau diese Asymmetrie, die von und durch Grenzen (mit-)produziert und zementiert wird, ist laut der Soziologin Nandita Sharma das Perfide und der Grund, wieso eine Veränderung der gegenwärtigen Grenzregime so schwierig ist. Wären Grenzen für alle Menschen gleich undurchdringlich und entwürdigend, hätte es vermutlich schon längst einen Aufstand gegeben. So aber glauben viele, gerade auch Europäer*Innen, die liebend gerne die Personenfreizügigkeit nutzen, um als Tourist*Innen unterwegs zu sein, Grenzen schützten nur die legitime nationalstaatliche Souveränität und markierten damit eine scheinbar naturgegebene Ordnung, die durch migrierende, flüchtende oder um Asyl suchende Menschen bedroht werde. Ein solcher Glaube, der Nationalstaaten und damit auch ihre Grenzen naturalisiert, lässt uns ignorieren, dass Grenzen hochgradig politische und damit menschengemachte Gebilde sind – und dass die aktuellen Grenzregime in Europa, zwischen den USA und Mexiko oder Israel und Palästina und anderswo demonstrieren, was der italienische Philosoph Giorgio Agamben andeutet, wenn er das Lager als Paradigma der Moderne bezeichnet. Als Teil eines solchen Paradigmas führen Grenzen dazu, dass zahlreiche Menschen, die aufgrund von Flucht, Verfolgung, Hunger und Armut ohnehin zu den verletzlichsten gehören, weiter marginalisiert und diskriminiert werden, indem sie sie in ausgedehnten Grenzzonen internieren, sie in rechtlichen Grauzonen festsetzen und in schutzlose und entmachtende Positionen zwingt. Um das zu sehen muss man nicht an die EU-Aussengrenzen fahren, es reicht ein Blick durch die Stacheldrahtzäune der zahlreichen Ausschaffungsgefängnisse und Asylantenheime. Dabei ist die restriktive Kontrolle der Grenzen weit mehr ein Instrument politischer Machtausübung denn tatsächlich effektives Mittel, um die Bewegung und Migration von Menschen zu verhindern. So führt sie weniger zu einer Konfliktlösung als einer zunehmenden Illegalisierung von Migration, eine Tatsache, die in Diskussionen um Grenzkontrollen oftmals keine Beachtung findet.

«Dialektik der Grenze» - Ein Essay von Julia Rügger



Ich besitze einen Schweizer Pass und ich wünschte, dass die Lotterie, mit dem dieser Pass zu tun hat, allen Schweizer*Innen so bewusst wäre wie Milo Rau, dem Schweizer Autor und Regisseur, der 2019 in einem Interview sagte: "Es gibt keine grössere Lotterie als bei der Geburt; beim Ort, an dem man geboren wird." Vielleicht ist es kein Zufall, dass Milo Rau als Schweizer diese Lotterie betont und das Bewusstsein von ihr in seiner Arbeit kritisch einsetzt. Die Schweiz gilt seit jeher als eines der sichersten und reichsten Länder der Welt, als ein Land, das trotz seiner zentralen Lage mitten in Europa vom ersten und vom zweiten Weltkrieg grösstenteils verschont wurde oder sogar Profit daraus geschlagen hat, als ein Land, in dem ein starkes Sozialversicherungs-, Bildungs- und Gesundheitssystem, breite Kulturförderung und nicht zuletzt eine verfassungsstarke Demokratie gesellschaftlichen Wohlstand auf hohem Niveau sichern. Es kommt mir zwar falsch vor, daraus den Schluss zu ziehen, dass automatisch alle, die in der Schweiz oder mit Schweizer Pass geboren werden, ein Glückslotto gezogen haben – denn natürlich gibt es vielfach andere soziale und ökonomische Kategorien, die Menschen auch innerhalb eines Landes voneinander unterscheiden – dennoch bin ich mir des Privilegs dieser Zufallsgeburt bewusst, eines Privilegs, das ich durch nichts rechtfertigen kann und durch kein eigenes Zutun verdient habe und das mir zugleich den Zugang zu Rechten, Chancen und öffentlichen Infrastrukturen verschafft, die an anderen Orten unvorstellbar sind. Zudem ermöglicht mir die Schweizer Staatsbürgerschaft eine Freiheit, die auf beiden Seiten der Grenze gilt: einerseits kann ich ins Ausland gehen, wann immer ich will, andererseits kann ich jederzeit in meine Heimat zurückkehren. Und was vielleicht noch schwerer wiegt: keine der beiden Bewegungen bedroht die rechtlich geschützte Unversehrbarkeit meiner Person.

Als ich Matura gemacht hatte und entschied, in Deutschland zu studieren, konnte ich dies problemlos tun. Mein Aufenthaltsvisum kostete um die 16 Euro und war für die nächsten paar Jahre uneingeschränkt gültig, und das, obwohl die Schweiz nach wie vor nicht zur Europäischen Union gehört. Es war ein so unkompliziertes und scheinbar belangloses Verfahren, dass ich kaum je daran zurückdachte und das kleine grüne Papier schon bei meinem allerersten Umzug verlor, ohne mir danach einen Ersatz zu besorgen. Das war auch gar nicht nötig: ich musste meine Aufenthaltsgenehmigung – und übrigens auch meinen Pass – in sieben Jahren kein einziges Mal vorzeigen.

Als ich nach Abschluss meines Masterstudiums entschied, zurück in die Schweiz zu ziehen, konnte ich auch dies problemlos tun. Es geht aber nicht nur darum, dass mir das Recht auf Bewegungsfreiheit so umstandslos zugestanden wird, sondern auch darum, wie flexibel und zuverlässig zugleich ich davon Gebrauch machen kann. Während ich weggewesen war, musste ich keine Angst haben, dass die Schweiz zerstört oder invadiert würde oder sich in eine Diktatur verwandeln könnte. Ich zweifelte keine Sekunde am Fortbestand der Schweizer Demokratie und dem Funktionieren ihres Rechtssystems oder daran, dass meine Freund*Innen, meine Eltern und Verwandten vom Staat, der Sozialhilfe oder der Krankenkasse unterstützt würden, wenn sie krank oder arbeitslos würden. Wenn ich zu Besuch war, musste ich mich nicht darum sorgen, vielleicht nicht mehr ausreisen zu können, vom Militär eingezogen oder an der Grenze gestoppt zu werden. Auch in Deutschland war ich gesundheitsversichert und von meiner Familie finanziert, ich konnte leben und studieren, wie es mir gefiel. Abgesehen von einigen Monaten, die ich auf Reisen verbrachte, habe ich bisher nur an Orten gelebt, in denen ich ausgehen, demonstrieren, mich informieren und weiterbilden, Petitionen unterschreiben und politisch aktiv werden konnte. An Orten, an denen ich glücklicher oder weniger glücklich war, mein Begehren und meine Sexualität, mein Bildungshunger und meine Interessen aber ungehindert ausleben konnte. All das sind Freiheiten, die natürlich nicht nur mit meiner Nationalität zu tun haben, sondern auch mit meinem sozioökonomischen Status. Meinem Schweizer Pass kommt darin dennoch eine Schlüsselrolle zu. Diese zweifache Freiheit, sowohl bleiben als auch gehen, gehen und zurückkehren, reisen und daheimbleiben zu können, über beide Möglichkeiten selbstbestimmt zu entscheiden und im Falle beider Entscheidungen gut aufgehoben zu sein, ist angesichts der weltweiten Grenzregime ein ungeheures Zufallsglück – und vor allem Resultat einer massiven globalen Ungleichheit.



Dass dieses Herkunftsprivileg wie alle Privilegien politisch und Teil einer Logik ist, die die Benachteiligung und Entrechtung anderer impliziert, zeigt, dass Grenzen nicht nur die betreffen, für die sie in voller Härte als Grenzen spürbar sind. Grenzen gehen uns alle etwas an, gerade, weil sie nicht nur geografische Grenzen sind und weil die Grenzpolitik kein abgekoppeltes Feld, sondern essentieller Bestandteil unserer gegenwärtigen postkolonialen und neoliberalen Weltordnung ist. Das heisst nicht, dass sich privilegierte Grenzgänger*Innen aus blosser Mitleid zur Aufnahmebereitschaft «Dialektik der Grenze» - Ein Essay von Julia Rüegger

gegenüber Flüchtenden oder Migrierenden bewegen lassen sollten oder sich diesen gegenüber als Retter*Innen in der Not verstehen sollten, mögen sie dies zuweilen auch in gewisser Weise sein. So wenig wie Grenzen bloss geografische Grenzen sind, so wenig geht es nur darum, offizielle Grenzen einmal zu überwinden als erschöpften sie sich in einer physischen Entsprechung der Linien auf einer Landkarte. Zum Dispositiv der Grenze gehört fundamental das, was Grenzen auf beiden Seiten, nach innen und nach aussen, mit uns machen. Es geht darum, welche Rollen und welchen Subjektstatus sie uns zuweisen, welche Chancen sie den einen ermöglichen und welche Freiheiten der anderen sie von vornherein zum Scheitern verurteilen. Neben wem die Polizei auf der Strasse anhält, um den Ausweis zu kontrollieren, wer am Flughafenzoll wegen eines fremd klingelnden Namens oder seiner Hautfarbe beäugt und zur Seite genommen wird; kurz, welche Spaltungen Grenzen vornehmen und wie sie dadurch unser Leben (mit-)bestimmen.

In diesem Kontext beschreibt der Philosoph Robin Celikates, dass Grenzen heute einerseits ubiquitär, also ausgeweitet und omnipräsent und andererseits diffus geworden sind. Grenzkontrollen werden so zu ausgedehnten Grenzzonen und Menschen, die auf der Flucht Grenzen überqueren und Aufnahme suchen, "passieren die Grenze nicht einfach, die Grenze begleitet sie." Auf der anderen Seite durchziehen Grenzen auch das Innere von Gemeinschaften. Sie übernehmen die Funktion einer "symbolischen und imaginären Kommunikation nach Innen" und sind konstitutiv für politische Identitäten. Dementsprechend häufig werden Grenzen instrumentalisiert, um ein Einheits- und Nationalgefühl zu schüren oder, besonders in Krisenzeiten, von Politiker*Innen und Medien dazu genutzt, durch eine Darstellung von "Grenzspektakeln" den eigenen Bürger*innen das Gefühl zu vermitteln, die Regierung habe alles unter Kontrolle. Es ist dieses Zusammenspiel von angstvollem Nationalismus und der Abgrenzung von Migrant*Innen als den "ganz und gar Anderen und Fremden", die Nandita Sharma als eine zugrundeliegende Strukturierung heutiger Grenzpolitik identifiziert. Und sie erinnert daran, dass es nie eine Gesellschaft gab, die sich ausschliesslich aus Staatsangehörigen zusammengesetzt hat. Die Einheit und Homogenität einer Gesellschaft im "Inneren" ist so konstruiert und ideologisch überzeichnet wie die scheinbare Bedrohlichkeit des Fremden, der "von aussen", von "jenseits der Grenze" kommt. Genau diese Erzählung von Migration als Gefahr, vom Fremden als potentieller Bedrohung oder als Opfer und damit auch die stilisierte Vorstellung der eigenen Identität heisst es zu durchbrechen – und anzuerkennen, dass unsere Welt längst eine globale und von Migration vielfältig durchwobene ist, eine Welt, in der die oder der Andere so vielschichtig und widersprüchlich ist wie ich selbst.

Während die gewohnte Mobilität und Bewegungsfreiheit aufgrund der Coronakrise gerade für die allermeisten Menschen eingeschränkt wird, befinden sich Geflüchtete auf Lesbos und anderswo in einem Ausnahmezustand, der auch unabhängig vom Virus andauert. Dennoch wirkt sich die Krise auf die Ein- und Ausschliessung geflüchteter und asylsuchender Menschen besonders drastisch aus. Das globale Ausmass der Coronakrise stellt einerseits eine Chance dar für transnationale Kooperationen und einen fundamentalen Wandel der kapitalistisch geprägten Globalisierung. Die Art und Weise, wie wir Mobilität, Austausch und Konsum, aber auch Nachhaltigkeit, Care und Solidarität zukünftig gestalten, kann neu überdacht und zum Positiven verändert werden. Die Krise kann aber auch zu einer weiteren Abschottung und Erstarkung nationalistischer Tendenzen führen. Ein solcher "Katastrophennationalismus" (Celikates) würde einmal mehr vor allem auf Kosten jener Personen gehen, die ohnehin zu den vulnerabelsten gehören; auf Kosten Staatenloser und Marginalisierter, denen "das Recht, Rechte zu haben", von dem Hannah Arendt sprach, tagtäglich abgesprochen wird. Daher ist die Coronakrise auch ein Aufruf dazu, eine der schwierigsten und zugleich dringendsten Aufgaben unserer Zeit, die Demokratisierung der Grenzen, anzugehen, damit unsere Welt keine Welt der Lager und Grenzen, sondern eine der bedingungslos und nicht nur exklusiv geltenden Menschenrechte, eine Welt der Begegnung und des Austauschs wird.

Quellen: Maxi Obexer: *Europas letzter Sommer*, Berlin 2017 / Nandita Sharma: „Schrecken und Gnade an der Grenze“, in: *Wir haben nichts zu verlieren außer unsere Angst. Vom Widerstand in schwierigen Zeiten*, hrsg. v. F. Jeffries, übers. v. S. Wolf, Zürich 2019 / Giorgio Agamben: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, übers. v. H. Thüring, Frankfurt am Main 2002 / Hannah Arendt: „Es gibt nur ein einziges Menschenrecht“, in *Die Revolution der Menschenrechte*, hrsg. v. C. Menke u. F. Raimondi, Berlin 2011 / Robin Celikates: "Grenzen". Youtube-Vortrag des Frankfurter Arbeitskreises im Rahmen des Pandemie-Glossars 2020. <https://www.youtube.com/watch?v=pWm58feLF4s>